

Johann Gottfried von Herder.

(Fortsetzung.)

Einstimmiges Lob und einstimmigen Beifall sollte ihm, nach begonnenem Wirken, die ganze Stadt als Lehrer und als Kanzelredner; nur die Geistlichkeit war ihm feind. Seine Predigten schrieb er damals wörtlich auf, und verfertigte noch außerdem eine tabellarische Disposition; später, zu Weimar, schrieb er bloß leztere nieder. Sein Vortrag war ruhig und würdevoll, ging aber zum Herzen durch Gedankenfülle und durch eine gewählte, blühende Sprache. Diesen seinen fünfjährigen Aufenthalt in Riga betrachtete Herder stets als das goldene Zeitalter seines Lebens, und gedachte desselben nie anders, als mit Liebe und einer wehmüthigen Sehnsucht. 1766 ließ er sich in den Freimaurerorden aufnehmen, kam dadurch abermals in interessante Verbindungen, machte aber in der Folge, besonders in Weimar, keinen Gebrauch davon; er meinte, dieses Institut sei veraltet, und bedürfe einer, dem neuern Zeitgeiste gemäßen, Umbildung. Die „Fragmente zur deutschen Literatur“ waren 1767 die Frucht seiner Muße und seiner wissenschaftlichen Bestrebungen. Sie erregten große Aufmerksamkeit; „was ist für ein neuer Pindar unter euch aufgestanden?“ schrieb Winkelmann von Rom aus an Heyne, und Lessing, Gleim, Weiße befreundeten sich mit ihm; doch fehlte es auch, auf der andern Seite, nicht an bittern, hämischen Angriffen, wogegen Herder nicht ohne Empfindlichkeit war. Die „Kritischen Wälder“ folgten 1768 und 1769, worin er sich theilweise gegen seine Tadler, Klog und die Klogianer, erklärte. Ein ehrenvoller Ruf lud ihn 1767 nach Petersburg ein, die Leitung der dortigen Peters-Schule zu übernehmen. Um ihn nicht zu verlieren, stiftete der Stadtrath zu Riga eine neue Predigerstelle an der Gertruden-Kirche, jedoch mit Beibehaltung seines Lehramtes an der Schule.

Doch trotz der allgemeinen Anerkennung seiner Talente und seiner Leistungen, trotz der wiederholten Beweise allgemeiner Achtung und Liebe, fühlte sich Herder nicht mehr an seinem Plaze; es drängte und trieb ihn, die große Bühne des Lebens zu sehen, mit Menschen fremder Länder zu verkehren, Italien, die Wiege der Kunst, der Geschichte, zu besuchen; nebenbei wollte er die besten Erziehungsanstalten von Frankreich, Holland, England und Deutschland kennen lernen und dann nach Riga zurückkehren, um dort eine livländische Nationaltschule zu errichten, wobei er auf die Unterstützung der Regierung und eines vielvermögenden Gönners, v. Compernhausen, rechnete. Demnach bat er im Mai 1769 um die Entlassung von seinen Aemtern, und erhielt sie nur nach mehrmaligen Versuchen, ihn zum Bleiben zu bewegen, und mit den rühmlichsten Zeugnissen. In einem Briefe an seine nachmalige Gat-

tin 1770, sagt Herder: „geliebt von Stadt und Gemeine, angebetet von meinen Freunden und einer Anzahl von Jünglingen, die mich für ihren Christus hielten, der Günstling des Gouvernements und der Ritterschaft, die mich zu großen Ab- und Ausfichten bestimmten, ging ich dem ungeachtet vom Gipfel dieses Beifalls, taub zu allen Vorschlägen, unter Thränen aller, die mich kannten, weg, da mir mein Genius unwiderstehlich zurief: „nuß deine Jahre, und blicke in die Welt!“ Und noch hat es mich keinen Augenblick gereut.“

Frankreich, und zwar Nantes, war das nächste Ziel seiner Reise, wo er am 16. Juli 1769 anlangte. Seine Absicht war, sich Geläufigkeit in der französischen Sprache zu erwerben und die Sitte und Weise der Franzosen in der Provinz kennen zu lernen. Ein Empfehlungsschreiben an eine dortige gebildete Kaufmannsfamilie brachte ihn in angenehme, seinen Zweck fördernde Verbindungen, und Herder fühlte sich unendlich angezogen von dem fröhlichen, geistvollen und biedern Tone, welcher in den dortigen Familienkreisen waltete. Nach einem dreimonatlichen Aufenthalte zu Nantes ging er nach Paris. Die colossale, lärmende, alle Genüsse, alle Freuden bietende Stadt, wo sich aber auch alle Geister erster Reihe zusammenbrängen, machte, wie auf jeden, auch auf Herdern einen großartigen Eindruck, und zog ihn eine zeitlang mächtig an. Er ward bekannt mit Arnauld, Diderot, d'Alembert, Thomas und den meisten jener Gelehrten, die unter dem Namen der „Encyclopädisten“ so unterschieden auf den wissenschaftlichen und politischen Geist in Frankreich eingewirkt haben; er sah alle Sammlungen, Kunstschätze und Merkwürdigkeiten, woran Paris so reich ist; le Kain, die Damen Dumenil und Clairon, glänzten damals als Sterne erster Größe auf dem Theater, und Herder verabsäumte nichts, um sich eine vielseitige, möglichst genaue und anschauliche Kenntniß von den Sachen und Menschen der Hauptstadt Frankreichs zu verschaffen. „Alles, was göüt und Pracht ist,“ schrieb er an einen Freund in Riga, „ist in Paris im Mittelpunkte. So wie aber der Geschmack nur der leichteste Begriff der Schönheit, und Pracht nichts als ein Schein und oft eine Ersetzung des Mangels derselben ist, so kann Frankreich nie völlig sättigen, und ich bin seiner auch herzlich müde. Indessen wollte ich um vieles nicht, es nicht gesehen zu haben und die Erfahrungen und Begriffe verloren zu geben, die ich über seine Sprache, Sitten, Geschmack, Geschichte, Künste, Wissenschaften, und Zustand und Ursprung derselben, gesammelt habe.“

Herders Lebensplan erhielt von hier aus unerwartet eine andere Richtung. Durch den Prediger Resewitz, zu Kopenhagen, ward ihm der Antrag, „den Prinzen Peter Friedrich Wilhelm, Sohn des Fürstbischofs Herzogs von Holstein zu Cutin, als

Instruktor und Reiseprediger, in Gesellschaft des Oberhofmeisters des Prinzen, Herrn von Kappellmann, drei Jahre lang auf Reisen zu begleiten.“ Dieser Vorschlag, ehrenvoll an sich, ließ auch alle besondere Zwecke Herders so passend zu, daß er denselben nach kurzem Bedenken annahm. Zu Ende des Jahres 1769 reiste er von Paris ab, ging über Brüssel und Antwerpen, und schiffte sich von da nach Amsterdam ein. Bei dieser Ueberfahrt hatte er einen Sturm, mit allen damit verbundenen Schrecknissen, auszuhalten, denn das Schiff gerieth, unweit Haag, auf eine Sandbank; nach einer angstvollen Nacht ward die Mannschaft durch herbei geilte Boote gerettet, und sah alsbald vom Ufer aus ihr Schiff von den Wogen zertrümmern. Nur mit dem Ausdrücke des innigsten Dankgefühls gegen die Vorsehung sprach Herder von dieser Rettung aus offener Todesgefahr. Er verweilte einige Zeit im Haag, zu Leyden und Amsterdam, ging durch Friesland über Hamburg, wo er Lessing, Claudius, Reimarus, Bode und Göthe kennen lernte, und traf hierauf zu Kiel den jungen Prinzen und dessen Oberhofmeister. „Wie anders lernt man die Welt kennen, je weiter man in sie tritt,“ schrieb er an seinen Freund Hartknoch in Riga, „jeder Schritt ist Erfahrung, und jede Erfahrung bildet.“ — Einige Monate verlebte Herder zu Cutin in der hochgebildeten Familie seines Zöglings. Die üppige, fruchtbare Umgegend; der biedere, körnige Geist und Ton der Menschen, welche er kennen lernte, machten ihn unbeschreiblich glücklich. Er predigte auch zuweilen in der Schloßkirche; sein Vortrag drang zum Herzen, erwarb ihm Weisheit auf der einen, und weckte den Neid auf der andern Seite, denn die Geistlichkeit klagte ihn der Ketzerei an. Sein Zögling, ein 16jähriger Jüngling, gutmüthig, aber schwach und zu religiöser Schwärmerei hinneigend, die zuletzt in Geisteschwäche überging, hing ihm bald mit Innigkeit an; dagegen bemerkte Herder, daß in der Wahl des Oberhofmeisters ein Mißgriff geschehen, und mit ahnendem Vorgefühle bedung er sich aus, seine Stelle auch während der Reise aufgeben zu dürfen, wenn er nicht mehr nützen zu können meine.

Im Sommer 1770 trat der junge Prinz mit seinen Begleitern die Reise an; sie ging über Hamburg, Hannover, Göttingen, Kassel, Hanau, Darmstadt, Karlsruhe, bis Straßburg, wo er den Winter zubringen sollte. Dem darmstädter Hofe verwandt verweilte der Prinz dort 14 Tage, und dieses sollte für Herdern von wichtigen, sein künftiges Lebensglück tief begründenden Folgen sein. Er ward bekannt in der Familie des geheimen Raths Hesse, lernte dessen Schwägerin, Maria Karolina, geborne Flachsland, daselbst kennen, fühlte sich angezogen von ihrem gebildeten Geiste, ihrem herrlichen Gemüthe, und verlobte sich mit ihr kurz vor seiner Abreise von Darmstadt. Das schönste Erdenloos war ihm gefallen; denn er hatte eine Lebensgefährtin gefunden und gewählt, die ihn ganz verstand und seine Zukunft erheiterte. Dieses Bündniß und das wachsende Mißbehagen über seine Stellung, in die er, zu wenig Hofmann, nicht paßte, bestimmten Herdern, jetzt einen Vorschlag zu genehmigen, welcher ihm von Seiten des Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe gemacht wurde, die Stelle eines Hofpredigers, Superintendenten und Konsistorialraths zu Bückeburg, seiner Residenz, anzunehmen;

er sagte zu, mit dem Vorbehalte jedoch, über die Zeit seines Antritts das Nähere noch bestimmen zu dürfen. Von Straßburg aus schrieb er nach Cutin, und bat um seine Entlassung, welche ihm die fürstlichen Aeltern seines Zöglings nur mit innigem Bedauern gewährten. Herdern aber hielt eine, ihm höchst wichtige Angelegenheit in Straßburg zurück; er wollte nämlich die Kunst eines dortigen berühmten Wundarztes, Lobstein, benutzen, um sich seine Thränenfistel operiren zu lassen. Dieser stellte ihm die Operation als leicht und die Heilung als in einigen Wochen vollendet dar; allein sie mißlang gänzlich; nachdem sich Herder dem Messer des Operateurs 3 mal unterworfen, namenlose Schmerzen ausgehalten und 6 Monate verloren hatte, mußte er mit Kummer wahrnehmen, daß er nicht geheilt sei. Doch auch an diesen Aufenthalt sollte sich für Herders Zukunft einer seiner Schicksalsfäden knüpfen; er lernte Göthe kennen, der ihn in der Folge nach Weimar nachzog. Mit wenigen Zügen entwirft dieser Meister in der Darstellung ein Bild von Herdern, wie er selbigen zum ersten Male erblickte, (B. XVIII. „aus meinem Leben“). „Unten an der Treppe des Gasthofs fand ich einen Mann, den ich für einen Geistlichen halten konnte. Sein gepudertes Haar war in eine runde Locke aufgesteckt; das schwarze Kleid bezeichnete ihn gleichfalls, mehr noch aber ein langer, schwarzer seidner Mantel, dessen Ende er zusammen genommen und in die Tasche gesteckt hatte. — Er hatte etwas Weiches in seinem Betragen, das sehr schicklich und anständig war, ohne daß es eigentlich adrett gewesen wäre. Ein rundes Gesicht, eine bedeutende Stirn, eine etwas stumpfe Nase, einen etwas aufgeworfenen, aber höchst individuell angenehmen, liebenswürdigen Mund. Unter schwarzen Augenbrauen ein Paar kohlschwarze Augen; die ihre Wirkung nicht verfehlten, obgleich das eine roth und entzündet zu sein pflegte.“ Die Gedankenfülle seiner Unterredung, die oft stachelnde Anregung zu neuen Bestrebungen und Geistesblicken fesselten den um 5 Jahre jüngern Göthe mit magischer Gewalt an Herder, und begründeten ihre Freundschaft fürs Leben.

Im Mai 1771 langte Herder voll hoher Erwartungen und Entwürfe in Bückeburg an, und träumte sich eine Zukunft voll Wonne und Seligkeit. Es war bereits Abends 7 Uhr, und er vermuthete nicht, daß er da noch zum Grafen könnte gerufen werden. Dieser aber verlangte ihn sogleich zu sprechen; bei seiner Sorgfalt für Anstand und Zierlichkeit vermochte es Herder nicht über sich, ihm unrasirt und unfrisirt aufzuwarten; Friseur und Barbier konnten aber erst spät erlangt werden, und so verzogen fast zwei Stunden, bevor Herder bei dem Grafen eintrat. Dieser, ein soldatisch-pünktlicher Mann, empfand diese Zögerung äußerst übel, war verstimmt, und empfing Herdern sehr kalt und gemessen, dessen schwächliche, schüchterne, einem französischen Abbé ähnelnde Persönlichkeit ihn, den herculischen, zwanglosen Krieger, nicht ansprach. Auch Herder fühlte sich verletzt und in seinen Erwartungen getäuscht, und so gab schon das erste Zusammentreffen dieser zwei, in ihrer Art originellen Männer, einen traurigen Mißton. Nicht befriedigter fühlte sich Herder in seinem amtlichen Wirken. Machtlos mußte er als Konsistorialrath mancher Ungerechtigkeit zusehen; zu hoch und gelehrt erschienen sei-

nen Zuhörern seine Kanzelvorträge; nur wenige wissenschaftlich gebildete Leute gab es in dem Städtchen, an die er sich enger hätte anschließen mögen, und so sah er sich denn grausam herabgestürzt aus allen seinen Himmeln. Sein verlängertester Aufenthalt in Straßburg hatte ihn genöthigt, Vorschüsse vom Grafen anzunehmen; die deshalb zu machenden Einschränkungen legten ihm die Nothwendigkeit auf, seine Verheirathung noch zu verschieben, und so verfloßen ihm zwei Jahre in freudenloser Abgeschiedenheit. Im Schooße der Wissenschaften fand er Trost und in der treuen Erfüllung seiner Obliegenheiten Genuß; auch gewann er den Preis der, von der berliner Akademie aufgegebenen Frage: „über den Ursprung der Sprache.“ Endlich durch seine Verbindung mit der, ihm geistig verwandten, Lebensgefährtin, 1773, kehrten die Freuden des häuslichen Glücks in der öden Behausung Herders ein, und die übrige Zeit von drei und einem halben Jahre, welche er noch in Bückeburg blieb, gestaltete seine amtlichen und geselligen Verhältnisse freundlicher, wozu insonderheit die Gunst der regierenden Gräfin, einer gemüthvollen, tief religiösen, trefflichen Frau, das Meiste beitrug. Im vollen Ergusse seines heitern, still begeisterten Gemüths, verfaßte Herder damals sein Werk: „Älteste Urkunde des Menschengeschlechts, 1774 bis 1776;“ den ersten Theil vollendete er in 6 Wochen. Auch seine „Provinzialblätter an Prediger“ gab er um dieselbe Zeit heraus, und „die Philosophie der Geschichte der Menschheit“ erschien 1774. Er schrieb im folgenden Jahre die „Erläuterungen zum neuen Testamente,“ und die „Briefe zweier Brüder Jesu;“ erhielt zum zweiten Male den Preis von der berliner Akademie für die Schrift: „Ueber die Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern, da er geblühet,“ und steigerte seinen Ruf so sehr, daß der regierende Graf zuweilen äußerte, er wundere sich, daß man ihm Herdern noch lasse. Auch fehlte es in der That nicht an Anträgen zu anderweitigen Beförderungen. So ward ihm die Hofpredigerstelle zu Eutin und eine Professur in Gießen angetragen. Herder aber gedachte damals noch immer seiner Entwürfe auf Riga. Unsprechender war ihm ein Ruf zur vierten theologischen Professur in Göttingen 1775. Schon stand er darüber in lebhaften Unterhandlungen und nur die von Seiten der Universität gemachte, und von Herdern verweigerte Forderung, zuvor den theologischen Doktorgrad anzunehmen, verzögerte den Abschluß noch; da erschien unerwartet, d. 12. Dec. 1775, von Göthe aus Weimar die Anfrage: ob er geneigt sei, als Generalsuperintendent dahin zu kommen? Weimar war damals gleichsam der Brennpunkt aller hochgeistigen Bestrebungen, darum beachtete sich Herder keinen Augenblick, sondern antwortete sogleich mit einem freudigen Ja! Nicht ohne Rührung verließ jetzt Herder Bückeburg, wo er zwar manches erduldet, aber auch vieles erfahren, was Geist und Herz vermag zu erheben; sein häusliches Glück hatte er hier begründet; einen Knaben im Arme zog er von dannen mit seiner Gattin, der ein Säugling an der Brust lag, und erkannte auch in seinem zeitherigen Lebenskreise die leitende, läuternde und bessernde Fügung der Vorsehung mit inniger Dankbarkeit.

Sein Empfang zu Weimar, von Seiten des Hofes so wie aller Behörden, drückte die Achtung

und hohe Erwartung aus, welche man von ihm hegte; Göthe begrüßte ihn als einen alten, längst ersehnten Freund. Eine leichte Wolke nur trübte vorübergehend den Antritt seines Amtes. Als man ihn eiblich zu demselben verpflichtete, las ihm der Präsident des Oberconsistoriums unter anderm vor: „daß es der ersten Klasse freistehe, sich ihren Weichvater zu wählen.“ Herder glaubte hierin eine kränkende Beschränkung seiner amtlichen Verhältnisse wahrzunehmen, indem er die erste Klasse als zu seiner Gemeinde gehörend betrachtete, beklagte sich an Ort und Stelle darüber, und schrieb denselben Tag noch an den Herzog, so wie an Göthe, „daß er, in diesem Falle, sein Amt nicht antreten werde.“ Zufällig waren beide von Weimar abwesend; die Antrittspredigt war für den nächsten Sonntag angesetzt, und erst Sonnabends Nachmittags um 4 Uhr traf die herzogliche Entscheidung ein, „seine Gemeinde solle bei ihm, als ihrem Weichvater, bleiben.“ Der siegende Erfolg und der ungetheilte Beifall der nun Statt findenden Predigt vernichtete jenen Vorfall bis auf die Erinnerung, und Herders Ruf und Ansehen war und blieb von dem ersten Beginn an fest begründet.

Mit voller Kraft widmete er sich seinem neuen Berufskreise, welcher nicht immer ohne Dornen war. Eine fünfjährige Vacanz dieser Stelle hatte manche Mißbräuche eintreiben, einen behaglichen Schlendrian aufkommen, manche Verpflichtung einschlämmern lassen. Herder stürzte mit seinem Feuereifer gegen alles Dieses an, verlegte dadurch viele Betheiligte, und erfuhr von ihnen eine Opposition, die ihn um so mehr aufs Aeußerste brachte, je redlicher und wohlgemeinter seine Absichten waren. Der damalige Modeton erklärte sich ausschließend für das rein Praktische und Physische; das Leben und Wirken des Jägers, des Soldaten, des Landwirths schienen demnach weit verdienstlicher, als das des Gelehrten und vor allem des Geistlichen. Mit Geringschätzung blickte man auf den geistlichen Stand herab, und kannte nichts Ergöglicheres, als lächerliche Parallelen zu ziehen zwischen dem wohlhabenden, von Gesundheit strotzenden Deconomen und dem hungernden, hypochondrischen Dorfpfarrer. Mit Nachdruck trat Herder gegen diesen Modeton auf, so oft sich die Gelegenheit dazu bot, machte die Würde und Heiligkeit des geistlichen Berufs geltend, und scheute sich nicht, auch vor Leuten der großen und vornehmen Welt hierüber die heilsamsten Wahrheiten auszusprechen.

Indessen hinderte ihn dieses Alles nicht, die Hand muthig an ein Werk zu legen, welches ihm ein heiliges war, nämlich die allgemeine Bildung von innen heraus zu befördern; eine Verbesserung des Schulwesens im weitesten Sinne, blieb daher das vornehmste Ziel seines Strebens. Nach unendlichen Schwierigkeiten brachte er Vieles zu Stande. Das Gymnasium zu Weimar erfuhr heilsame Umänderungen, insonderheit durch die Berufung des gründlich gelehrten, genialen Böttiger, als Direktor; ein Schullehrer-Seminarium wurde errichtet; die Landschullehrer erhielten Zulagen; als Leitfaden bei dem Unterrichte verfaßte Herder einen Catechismus; sorgte für eine die Andacht fördernde Liturgie und Kirchenmusik, so wie für ein verbessertes Gesangbuch, und hörte nicht auf, nach Kräften auf die Veredlung der Sitten und des religiösen Sinnes hinzuwirken. Seine Bemühungen wurden anerkannt, die Regierung ernannte ihn zuerst zum

Vizepräsidenten, dann zum Präsidenten des Oberconsistoriums, und legte so die gesammte Leitung des Schul- und Kirchenwesens in seine Hand.

Bei diesen vielfachen, ermüdenden und oft verdrießlichen Geschäften entströmten Herders Feder die meisten der Werke, welche die herrliche Blüthe und Reife seines Geistes bekrunden, und seinen Namen unsterblich machen. In seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit;“ „vom Geiste der hebräischen Poesie;“ seinen „zerstreuten Blättern;“ seinen „Briefen zur Beförderung der Humanität“ u. v. a. regte er an, ermunterte und erweckte er zum Forschen und Weiterdenken. 45 Bände, in 3 Hauptclassen geschieden, „Schriften zur schönen Kunst und Literatur,“ „Schriften zur Religion und Theologie,“ und „Schriften zur Philosophie und Geschichte“ gehörig, liefern den Beleg von Herders reger und vielseitiger Thätigkeit. Dreimal erhielt er überdies den Preis von der berliner und zweimal von der münchener Akademie für gelöste Fragen.

(Beschluß folgt.)

Schloß Marienburg.

(Beschluß.)

Das Mittelschloß. Wenige Jahrzehnde nach dem Bau des Hochschlosses entwickelte sich des Mittelschlosses neue prachtvolle Gestalt. Was früher Vorburg gewesen, ward nun zum Sitz des Hochmeisters erwählt. Ein neues, gegen die Hochburg offenes Viereck ward erbaut, und die Vorburg über den ehemaligen äußern Graben hinausgelegt. Wenig prunkvoll, jedoch fest und gediegen, erscheint von außen dieser Bau, zu dem man zum Theil die alten Mauern der Vorburg benutzte; denn nur der Flügel an der Rogatseite, der große Versammlungsremter, so wie das südlich hier anstoßende Hochgebäude, welches gegen den Fluß vorspringt, stieg von Grund aus neu empor. An das Hochgebäude schließt sich östlich gegen den innern Hofraum zu ein anderes an, welches in dem Innern genau mit demselben verbunden ist, obgleich es ein eigenes Dach hat. Dieses Doppelgebäude, welches bald Hochgebäude, bald des Hochmeisters Wohnung genannt wurde, hat 4 Stockwerke und weit hervortretende Strebepfeiler, welche unter dem neu hergestellten Zimmergang überwölbt sind. Der große Conventsremter hat nur ein Geschloß, der nördliche und östliche Flügel des Hochschlosses ist größtentheils zu Magazinen eingerichtet, und nur der westliche verdient daher wegen seiner Erhaltung und Restauration eine genauere Beschreibung, die mit dem Hochgebäude beginnen soll.

Das Hochgebäude hat, wie schon gesagt, 4 Geschosse, in denen sich durchgehends ein Gang von Morgen nach Abend befindet. In dem Kellergeschloß ist dieser Gang besonders dadurch wichtig, daß in ihm ein Ziehbrunnen ist, der alle Stockwerke bis zu des Meisters großem Remter mit Wasser reichlich versorgt. Das erste Geschloß enthält in dem Eckgebäude gegen die Rogat wohnliche Räume, an diese stößt östlich ein Saal oder Flur, in welchem eine Feuerung angebracht ist, die mittelst Röhren die oberen Gemächer durch heiße Luft erwärmt. Fast überall im marienburger Schloß findet man diese Feuerungsart, und nur selten wird dieselbe durch

Ramine ersetzt. Gegen Morgen zu, wo das Gebäude bedeutend höher liegt, hören die Kellerräume ganz auf, und sind mit Schutt angefüllte Grundmauern; erst im zweiten Geschloß beginnen hier die Keller, während in demselben auf der Rogatseite 4 bewohnbare Zimmer und östlich von diesem, über der früher erwähnten Feuerung, der sogenannte Drei Pfeilersaal sich befinden. Die Fenster in diesen Räumen sind hoch und licht und zum ersten Male treten wir hier unter die zierliche Bedachung des Spitzbogens, jedoch alle Pracht wurde für die oberen Prunkgemächer aufgespart, welche einst zur Glanzzeit des Ordens, die Fürsten, Gesandten und Ritter betraten, welche das Ordensoberhaupt besuchten. Auch diese erhabenen Räume, welche im dritten oder Prachtgeschloß liegen, wurden von den fevelnden Händen der Polen verwüstet, sind aber jetzt in ihrem alten Glanz wieder hergestellt.

Das südliche Eckzimmer dieses Stockwerks, des Meisters Gemach oder das Audienzzimmer genannt, war das eigentliche Wohnzimmer des Hochmeisters. Von hier hatte er freie Aussicht auf den großen Burgplatz, wo er das Leben und Treiben der Ordensritter stündlich beobachten konnte. Durch eine Thür in der westlichen Seitenwand gelangt man in ein daneben liegendes etwas kleineres Wohngemach, des Meisters Stube genannt, wohin sich der Meister zur Ruhe und zu stillen Geschäften zurückzog. Nördlich dieser beiden Zimmer ist ein großer Flur, dessen Gewölbe auf einem breiten Granitpfeiler ruht, und wiederum nördlich dieses Ganges tritt man durch einen hohen offenen Spitzbogen in ein Vorgemach, aus dem man unmittelbar in des Hochmeisters Kapelle tritt. Hier verrichtete das Ordensoberhaupt mit seinem Hauskapellan die für die verschiedenen „Gezeiten“ festgesetzten Gebete, und hier nahm ihm dieser als Beichvater auch die Beichte ab. Mit Gemälden, Bildwerken, Bernstein- und Silberarbeiten war die Kapelle reich ausgeschmückt, und sie zog deshalb oftmals die größte Bewunderung der fürstlichen Gäste auf sich, die hier dem feierlichen Gottesdienste beiwohnten. Gegen Mitternacht hat die Kapelle ein großes Fenster, gegen Morgen aber, wo der Altar von neuem in alter Schönheit errichtet ist, drei kleinere mit neuer Glasmalerei schön verziert. Auf der entgegengelegten Seite befindet sich des Meisters mit zierlichem Schnitzwerk ausgeschmückter Stuhl. Merkwürdig ist noch die Wölbungsart der Kapelle; die eine Hälfte derselben gegen Morgen ist mit hohem Spitzbogen und einem Kreuzgewölbe, die andere gegen Abend aber mit einem Tonnengewölbe überdeckt. Aus diesem letztern Theile führt westlich eine Thür in des Meisters Schlafstube, und nördlich eine andere in des Meisters Hinterkammer, beide mit der Aussicht gegen die Rogat. In dem ersteren schlief der Meister ausnahmsweise in einem Flaumfederbette mit kostbarem, blauem Vorhang umzogen, denn den andern Amtsbrüdern war im Gesetze nur ein sehr einfaches Ruhelager vorgeschrieben. Tritt man südlich aus der Schlafstube, so kommt man rechts zu des Meisters Stöbchen (16 Fuß lang, 9 Fuß breit) und links zu der Stube der Diener, und kehrt dann auf den schon früher erwähnten großen Flur zurück, dessen westliche Verlängerung auf den 63 Fuß langen und 10 Fuß breiten Hauptgang stößt, der durch alle Stockwerke des westlich vorgebauten Theils

des Schlosses durchgeht. Er ist der prachtvolle Verkünder noch größerer Schönheit der innern Räume, die südlich desselben liegen. Nördlich erheben 4 breite, mit Säulen schön verzierte Fenster diesen Hauptgang, während derselbe gegen Abend nur ein Fenster hat, das aber durch seine Schönheit und Pracht Staunen erregt.

Am dem westlichen Ende des Ganges befindet sich südlich der Eingang in des Meisters großes Kempter, in den merkwürdigen Saal, dessen Gewölbe zu einer Höhe von 29½ Fuß aufsteigt, und von einem einzigen schlanken achteckigen Pfeiler getragen wird. Die Spannung dieses Gewölbes beträgt 22 Fuß, und ist von den reinsten und schönsten Spigbogen aufgeführt, und die Phantasie wird versucht, die Leichtigkeit und Schönheit der sich ausbreitenden 16 Hauptgewölbe-Rippen, welche alle auf dem einen Pfeiler ruhen, mit dem vielfachen Strahl eines Springbrunnens zu vergleichen.

Anfangs ragen die Rippen nicht über den Knauf des Pfeilers (26 Zoll im Durchmesser und 13½ Fuß hoch) empor, sie entsalten sich nur langsam, und sind so schön und glatt gearbeitet, daß man es deutlich erkennt, wie Alles, selbst das geringste Weiswerk, mit Liebe und unermüßlichem Fleiß gearbeitet ist. Die Gurten stehen auf beträchtlich starken, aus der Mauer vortretenden, Kragsteinen mit gerundeten, sich nach unten zu verjüngenden Gliedern, nur gegen Mitternacht und Morgen tritt die Mauer unter den Kragsteinen um 1 Fuß breit hervor, so daß sie hier nicht so weit wie bei den übrigen Seiten hervorragen.

Der Saal wird durch eine Doppelreihe von Fenstern, von denen die unteren 3 Abtheilungen, die obere jedoch nur zwei von gleicher Größe haben, erleuchtet, eine Ausnahme hiervon machen die beiden südöstlichen Fenster, die auch unten nur in zwei Theile getheilt sind. Alle Fenster haben oben Verzierungen von Stuck in Form vierblättriger Rosen, während die unteren Theile derselben, frei von diesem Schmuck, mit Glasmalereien geziert sind, welche zum Theil sehr sinnige Darstellungen aus der älteren und neueren Zeit, zum Beispiel: einen deutschen Ritter und einen Landwehrmann, verbinden.

Höchst merkwürdig ist es, wie bei der gediegenen Masse und Schwere des Außereren, der Baukünstler doch das glänzende Licht in den Saal zu bringen mußte, denn 10 Strebepfeiler und 2 Seitenmauern halten von Grund auf das mächtige Bauwerk fest, breit vortretend mußten die Pfeiler das Licht beschränken, daher wurden sie von der Sohle der unteren Fensterbrüstung an bis zur Höhe der unteren Fensterreihe ganz weggelassen, und der über dem Sturze der unteren Fensterreihe wieder eintretende volle Pfeiler durch zwei schlanke achteckige Granitsäulen unterstützt, so daß man beim Herausblicken nichts vom Strebepfeiler, sondern nur ein breites Fenstergewände und die zwei leichten zierlichen Säulen sieht. Die ungeheuren Eckpfeiler konnten auf diese Art nicht durchbrochen werden, denn fast sie allein müssen dem Drucke des Saalgewölbes und des Daches widerstehen, deshalb begnügte sich der Baumeister, sie an den Ecken, die von dem Saal aus sichtbar sind, nach außerhalb um 3½ Fuß abzuschmiegen und den dadurch entstehenden überhangenden Theil des Pfeilers durch eine Granitsäule zu unterstützen. Aus demselben Grunde wurden auch von den fünf Strebepfeilern gegen Mittag die drei östlichst gelegenen ganz erhalten. —

Die östliche Wand im Innern des Kempters hat eine breite Schenkbank, Röhren von Blei führen das überschüttete Getränk für die Dienerschaft in die Abzugsrinnen beim Brunnen ab. Südlich vom Schenkisch ist ein großer Kamin mit lang überhangendem, schwerfälligem Mantel; über demselben am Schornstein ist die steinerne Kugel eingemauert, welche die Polen bei der Belagerung im Jahr 1410 durch Verrath begünstigt, in das Kempter hineinschossen, um durch dieselbe die Stütze des ganzen Gewölbes, den Granitpfeiler, zu zerstören, und den im Saal befindlichen Statthalter Heinrich von Plauen mit seinen Rittern unter den Trümmern zu begraben. Eine außerhalb des Kempters aufgehängte rothe Mütze sollte den Polen zum Richtungspunkte dienen, allein der Plan mißglückte, indem die Kugel den Pfeiler um einige Zoll fehlte. Zum Andenken hieran steht folgender Vers unter der Kugel:

„Als man zelet MCCCCX Jahr
 „Dies sag ich Euch allen für war
 „Der Stein ward geschossen in die Wand
 „Sie soll er bleiben zu einen ewigen Pfand.“

Um die drei übrigen Räume des Saals geht unter den Fenstern eine Steinbank rund herum, theils darauf zu sitzen, theils um darauf stehend die Fenster öffnen zu können.

Westlich von des Meisters großem Kempter ist des Meisters kleines Kempter, zu dem man von dem mehrfach erwähnten Gang, der von Morgen nach Abend führt, gelangt. Dieser Saal hat 39 Fuß im Quadrat, ist aber bedeutend niedriger als das große Kempter, doch gleicht die Wölbungsart vollkommen dem erstern. Vier große vier-eckige Fenster, welche die südliche Wand durchbrechen, geben dem Saale reiches Licht, sie sind ebenfalls mit Stuckverzierungen geschmückt und mit Glasmalereien versehen, welche in der Mitte die Wappen der einst auf der Marienburg residirenden Hochmeister zeigen.

War das große Kempter zu großen und glänzenden Festen bestimmt, wie es schon seine ganze Beschaffenheit, seine ernste Großartigkeit und majestätische Erhabenheit zeigt, so sprach sich in der häuslichen Wohnlichkeit, in der ganzen Form und Gestaltung des kleinen Kempters sein Zweck der gastfreundlichen Geselligkeit aus. Hier sah man den Meister unter seinen Gästen fröhlich und vertraulich am einfacheren Tische sitzen, dort im großen fürstlichen Prachtremter erschien an der glänzenden Tafel der ernste Landesfürst und das allgebietende Oberhaupt des Ordens.

Das Sammlungs- oder das große Ordensremter, zu dessen Beschreibung wir nach der Betrachtung der hochmeisterlichen Wohnung übergehen, bildet, wie oben erwähnt, den nördlichen Theil des westlichen Flügels des Mittelschlosses. In seinem Kellergechoß findet man, wie im Haupthause, bedeutend gewölbte Räume mit Schießscharten, doch hier gehen die Keller gegen Norden zum Theil durch das erste Geschoß durch, und in demselben ist das prachtvolle und große Kellergewölbe, welches, 48 Fuß lang, die südliche Hälfte des Sammlungsremter einnimmt. Das vierfache Gewölbe dieses Kellers, das man nur bewundern und anstaunen kann, und das Viele für das ergeißelnd Mächtigste und eindringlich Größte des ganzen Schlosses halten, trifft mit seinen Spigbogen in der Mitte des Kellers auf einen Pfeiler zusammen.

Aus diesem Keller steigt man zum Hofraum, von welchem man den Eintritt zum Sammlungsremter hat. Auf 3 schlanken, achteckigen Granitpfeilern ruht die im reinen, glatten Spitzbogen aufgeführte Decke des großen Saales. Die größte Zierlichkeit und Lieblichkeit strahlt hier dem Auge entgegen, weshalb auch Manche diesen Saal der Schönheit und Gediegenheit des Meisters großem Remter vorziehen. Die Länge des Saales beträgt 96, die Breite 48 Fuß, der Durchmesser jedes der drei Pfeiler ist 15 Zoll, die Höhe derselben bis da, wo die Rippen aufsetzen, 10½ Fuß. Von jedem Pfeiler steigen 24 Rippen zur schönsten Spitzbogendecke empor, und senken sich dann auf die Kragsteine in den gegenüberstehenden Wänden nieder. Rund um den Saal geht ebenfalls eine steinerne Bank, und über derselben sind auf den beiden langen Seiten die Fenster. Die auf der Hofseite stehen höher als die auf der Seite nach dem Wasser, ein deutlicher Beweis, daß man aus diesen wohl sehen, aus jenen aber nicht gesehen werden wollte. Die 14 langen und großen Fenster, von denen 8 gegen Abend und 6 gegen Morgen liegen, sind mit Spitzbogen gewölbt, erleuchten reich und schön den großen Saal, und sind mit neuer, meist in Marienburg angefertigter Glasmalerei verziert.

Das große Ordensremter war das gewöhnliche Versammlungs- und Speisezimmer der Ordensbrüder, in welchem auch in der Regel der Meister aß. An der ersten Tafel saß der Hochmeister, der Großkomthur, der Ordensstrefler, der Hauskomthur und einige andere Beamten; an der zweiten Tafel, dem Konventstisch, saßen alle eigentliche Konventsbrüder, die dritte Tafel hieß der Jungentisch, weil hier die jungen Herren speiseten, Ordensbrüder; die die Zeit der Prüfung „Probacie“ noch nicht bestanden hatten; außerdem aßen an besondern Tafeln die oberen Diener des Hochmeisters und der andern Hausgebietigen. Eben so wie zum Mittagessen versammelten sich die Ritter im großen Remter des Abends zur sogenannten Collacie, wo indessen eigentlich nur mehr getrunken als gegessen wurde. —

Die Bauart der Vorburg, so wichtig sie auch für die Befestigung gewesen sein mag, hat nur wenig Schönes und Ausgezeichnetes aufzuweisen. Die in derselben liegende Lorenzkirche war nur für das Gesinde bestimmt, und ohne alle Rücksicht auf Schönheit erbaut; bemerkenswerth ist nur der sogenannte schwibeliichte (runde) oder Buttermilchsturm, er diente als Warte, und beschützte die äußerste nordwestliche Ecke der Befestigung. Er hat 30 Fuß im Durchmesser und 80 Fuß Höhe. Er wurde im Jahre 1412 erbaut, und an seinen Granitmauern brechen sich seit Jahrhunderten wirkungslos die reisenden Wogen der Nogat; allein die Sage erzählt, der Hochmeister Konrad von Jungingen habe das übermüthige Landvolk in Lichtenau nicht nur gezwungen, diesen Thurm zu erbauen, sondern auch ihn mit Butter um und um zu begießen, und so viel Buttermilch herbei zu schaffen, als zur Weirung des Kalkes nöthig sei.

Die Vorburg ist mit einer durch Thürme verstärkten Mauer und einem nassen Graben umgeben, über welchen östlich eine Brücke zum Haupteingang in die Vorburg führt. Der Haupteingang zum Mittelschloße von der Vorburg aus ist hingegen von

Norden her. Drei Thormeister oder Thorherren hatten die Aufsicht über die Bewachung des Hoch- und Mittelschloßes und der Vorburg. Unter jenen Thorherren standen einige Thorwarte und Wächter, die nicht zum Orden, sondern zur Dienerschaft gehörten, und für Lohn dienten. Diese hielten sich auf den Mauern und Wehren, so wie an den Eingängen zur Burg auf, wobei aber an eine militärische Bewachung nach heutiger Art in keiner Weise zu denken ist. —

Bad Warmbrunn.

Ziemlich nahe am schönen Bergrücken der Subeten, eine Stunde vom lieblichen Städtchen Hirschberg entfernt, liegt das Bad Warmbrunn, sonst auch hirschberger Bad genannt. Zierliche Aueen, durch aneinanderhängende Dörfer und Hütten, wo überall Leben und Fröhlichkeit herrscht, führen uns von jener Stadt dahin. Warmbrunn oder Warmbad ist sehr romantisch mitten in dem freundlichen hirschberger Thale, am Zusammenflusse des starken geiersdorfer Baches mit dem Sackenflusse gelegen, ein kleiner offener Marktflecken, der gräflichen Familie Schafgotsch gehörig, 1077 Fuß hoch über der Meeresfläche, und zählt 350 Häuser und 2000 Einwohner. Das in einem großen Style erbaute, noch ziemlich neue, herrschaftliche Schloß mit einem weitläufigen Garten voll schöner Anlagen ist eines der ansehnlichsten Gebäude. Eine kleine Platanenallee mit allerlei Buden führt nach dem ansehnlichen Gesellschaftshause, und gewährt eine herrliche Aussicht auf den ganzen Riesengebirgszug. Zunächst zeigt sich im grünen Vordergrunde die zerfallne sagenreiche Ruine Rynast mit den Dörfern Hermsdorf und Schreibershau; sodann dehnt sich das ganze herrliche Sackenthal vor unsern Augen aus, und fesselt die Blicke bald durch diese, bald durch jene gewerblustige, blühende Ortschaft; endlich als erhabener Schluppunkt des Ganzen erscheint am Horizonte die Schneekoppe mit ihrer Kapelle. — Warmbrunn erhielt erst einen Namen, als Graf Schafgotsch im Jahre 1403 eine Propstei hier gründete, welche unter der Abtei von Gräufau stand. Das wichtigste hier Sehenswerthe, was dem ganzen Orte Leben und Gedeihen giebt, sind die schon gegen Ende des 13. Jahrhunderts von Hirschchen und später im 16. Jahrhundert aufs Neue entdeckten warmen Schwefelbäder, welche gegen Sicht und rheumatische Krankheiten gute Wirkung äußern. Der Besitzer thut alles Mögliche zur Verschönerung des Ortes, und befördert dadurch sehr den Gebrauch dieser Heilquellen. Für die arme leidende Menschheit hat der Graf Schafgotsch ein prachtvolles Hospitium erbaut, wo 12 männliche und eben soviel weibliche arme Kranke Unterhalt und Pflege erhalten. Es befinden sich hier 2 Kirchen, eine katholische und eine evangelische. Die Anlagen zu nahen Spaziergängen und zu Verschönerungen des Ortes wurden schon zu Anfange unsers Jahrhunderts eingerichtet, und außer dem, dem Schlosse gegenüber gelegenen, schon lange bestandenen Gasthose zum Adler noch ein neues geschmackvolles Gebäude, die sogenannte Gallerie zum geselligen Vergnügen der anwesenden Gäste erbaut, wo auch Wohnzimmer und Speisesäle zur Auswahl vorhanden sind. — Auch hier ist Schlei- und Leinweberei mit der Glas- und Stein-

schleiferei, Wappen-, Stein- und Glasschneiderei stark im Gange. Sehenswerth sind die aus Moos und Rinde verfertigten Mosaiklandschaften des Malers Päg, Bergmanns Juwelenammlung, Mangers Insektenammlung, das neue Schauspielhaus, die Bibliothek u. s. w. Zu entfernteren Wanderungen bieten Hirschberg, Stohnsdorf, der Kynast, der Bieberstein bei Kaiserswalde, das nahe Riesengebirge mit dem schönen Zacken- und Kochelfall, und der ganze Reichthum des hirschberger Thales die schönste Gelegenheit. Letzteres, auch das Zackenthal genannt, ist eigentlich mehr ein von schönen Bergreihen umschlossener, herrlicher Kessel, als ein Thal im gewöhnlichen Sinne. Im Süden durch die erhabne nahe Kette des Riesengebirges, gegen Osten und Westen durch andere von diesem auslaufende Zweige bewaldeter und bebauter Berge, und im Norden vom Bober und dessen hügllichem Ufer begränzt, umfaßt dieß Thal einen Raum von fast 2 Quadratmeilen, und entzückt irrt das Auge von einer Schönheit zur andern.

Die preußischen Universitäten,

literarisch, historisch und statistisch betrachtet.

Alles, was über die deutschen Universitäten, diese Pflanzstätten aller Wissenschaft und Grundpfeiler deutscher Bildung, für ihre gänzliche Aufhebung, einseitige Umgestaltung oder zeitgemäße Verbesserung, seit Kogebue und Sturdza, von Savigny, Froriep, Ringseis, Pölich, Heeren, Scheidler, Schwarz, Müller, Wessenberg, Huber, Marbach, Schleiermacher, Steffens u. A. bis auf Thieremin und Diesterweg herab, in unsern Tagen der Veränderlichkeit geschrieben worden ist, hat auch mehr oder weniger die preußischen Universitäten betroffen, in sofern sie mit den übrigen deutschen, nachdem diese Bildungsanstalten in Italien entstanden, von da nach Frankreich und Deutschland verpflanzt, sich in Deutschland eigenthümlich entwickelt und selbstständig ausgebildet haben, mit der Zeit fortgegangen und vom jedesmaligen Zeitgeiste durchdrungen worden sind. Denn wie sich das Gebiet der menschlichen Kenntnisse erweitert, die mündliche und schriftliche Darstellung derselben verbessert, der Umfang der allgemeinen Bildung mehr und mehr ausgedehnt, und endlich mit dem Nutzen die Nothwendigkeit mannichfaltiger Kenntnisse sich erwiesen hat; so hat sich auch die Anzahl der Universitäten, der Lehrstühle und Studirenden vermehrt, und die Organisation dieser Anstalten, der Kreis und die Methode des Unterrichts mit der Zeit verändert. Wie viele Gegenstände werden jetzt auf den Universitäten, und zwar zum allgemeinen Nutzen gelehrt, von denen man sonst weder einen Begriff hatte, noch auch das Bedürfniß fühlte, sie kennen zu lernen! —

Die gänzliche Aufhebung oder einseitige Umgestaltung, mit klösterlicher oder polytechnischer Einrichtung, welche einige Gegner derselben wünschten, war allerdings von den weisen Fürsten des 19. Jahrhunderts um so weniger bei Anstalten zu erwarten, in deren Gründung ihre erlauchten Vorfahren des rohen Mittelalters mit Recht die größte Ehre ihrer

landesväterlichen Regierung und das vornehmste Mittel allgemeiner Volksbildung durch Lehrer, Geistliche, Aerzte und Richter gefunden hatten; zu deren Vermehrung der treffliche Kaiser Maximilian die Kurfürsten noch auf dem Reichstage zu Worms 1495 besonders aufforderte. — Wie viel die deutschen Universitäten in dieser Hinsicht der Wissenschaft, dem Vaterlande, der Menschheit geleistet, welchen Werth und welche Bedeutung sie haben, was sie sind und sein sollen, darüber haben sich zu verschiedenen Zeiten die bedeutendsten Männer eben so wahr als schön ausgesprochen, und es bedarf hier weiter keiner Darlegung. Wie sehr dieß aber auch die edlen Fürsten mit ihren weisen Räten erkannt und anerkannt haben, bezeugen die Jahrbücher aller Universitäten. — In welcher Art und in welchem Maße es im preußischen Staate, namentlich von des jetzt regierenden Königs Majestät geschehen ist, wie eifrig und gewissenhaft dieser Theil der Verwaltung gepflegt wird, und wie groß das Streben der ganzen Nation nach wissenschaftlicher Bildung ist, kurz, wie man in der Pflege der höchsten Güter des Menschen auf dem betretenen Wege fortgeschritten ist, das hat der geh. D. R. R. und Prof. Dieterici zu Berlin in seiner preiswürdigen Schrift „Ueber die Universitäten im preußischen Staate“ ausführlich nachgewiesen, und soll hier nur in der Kürze dargestellt werden.

Vor der neuen Gestaltung des Staates hatte Preußen sechs Universitäten zu Königsberg, Halle, Frankfurt a. d. O., Duisburg, Erlangen und Erfurt, wie gegenwärtig zu Königsberg, Halle, Breslau, Greifswald, Berlin und Bonn. Die älteste, aber kleinste der preußischen Universitäten ist zu Greifswald in Pommern, 1456 vom Herzog Wratisslaw IX. gestiftet. Preußen hat seine übernommenen Verpflichtungen bei der Abtretung Pommerns von Schweden 1815 in dieser Beziehung nicht nur gewissenhaft erfüllt, sondern auch eifrige Sorge getragen, durch bessere Verwaltung der Universitätsgüter ihre Einkünfte zu vermehren, und damit tüchtige, vornehmlich junge Lehrer nach Greifswald zu rufen, die wissenschaftlichen Hilfsmittel, den botanischen Garten, die Bibliothek zu verbessern, und neue, noch mangelnde, namentlich eine zoologische Sammlung, klinische Anstalten, theologische und philologische Seminarier zu errichten. So ist 1832 die medicinisch-chirurgische Akademie gestiftet worden. Der General-Gouverneur von Pommern, Fürst zu Puttbus, ist Kanzler der Universität, und ein eigner Amtshauptmann verwaltet die Güter derselben. Sie hat gegenwärtig eine jährliche Einnahme von 57,696 Thlr., sonst nur 35,000 Thlr. und zu Ende des Jahres 1834 doch 41 Lehrer, worunter 33 besoldet waren, und 200 Studirende. — Da die Universität viele Güter mit Forsten besitzt, so hat die Regierung es für die Universitäts-Einnahme und des Landes Vortheil sehr ersprißlich gefunden, mit derselben ein landwirthschaftliches Institut zu verbinden und das ganz nahe liegende Eldena zu einer Musterwirthschaft einzurichten. Zum Director der staatslandwirthschaftlichen Akademie zu Greifswald und Eldena ist der Prof. Schulze von Jena berufen worden. Denn die philosophischen Lehren der Staatswirthschaft finden, wie in Fabrication, Handel und Gewerbe, so auch vorzüglich in der Landwirthschaft, ihre Anwendung.

Die Universität zu Breslau,

zwar schon 1702 auf Ansuchen der Jesuiten vom Kaiser Leopold I. gestiftet, aber erst 1811, nach Vereinigung mit Frankfurt, welche 1505 unter dem Kurfürsten Joachim I. feierlich eingeweiht und nach der neuen Universität zu Berlin 1810 für die Marken überflüssig wurde, vollständig organisirt, bezog 1811 jährlich nur 9440 Thlr., nachher 52,000 Thlr., welche Summe gegenwärtig durch sogenannte Mehrsteuern und erhöhten Pacht der frankfurter Güter auf 72,298 Thlr. gestiegen ist. An dieser vereinigten Universität lehren 72 ordentliche und außerordentliche Professoren, Privatdocenten, Sprach- und Exercitienmeister, von denen 58 besoldet sind. Hilfsanstalten sind: eine Bibliothek, ein medicinisches und chirurgisches Clinicum, ein geburtshilfliches Polyclinicum, eine Hebammenlehranstalt, ein botanischer Garten, ein Observatorium, ein anatomisches Institut, eine naturhistorische Sammlung, ein Mineralienkabinet, ein evangelisch- und katholisch-theologisches und philologisches Seminar, ein homiletisches Institut, ein mathematisch-physikalischer Apparat, ein physikalischer Apparat, ein chemisches Laboratorium, ein Institut für Kirchenmusik und eine Modellsammlung. Die Anzahl der Studirenden betrug in den letzten Jahren zwischen 900 und 1000.

Die Universität zu Königsberg,

1543 von dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg und erstem Herzoge von Preußen gegründet, hat jetzt eine jährliche Einnahme von 60912 Thlr. wovon 57510 Thlr. baar aus der Staatskasse gezahlt werden. Am Schlusse des Jahres 1834 lehrten daselbst 60 ordentliche und außerordentliche Professoren, Privatdocenten, Sprach- und Exercitienmeister, von denen 37 besoldet wurden, während 437 In- und Ausländer daselbst studirten. Von Hilfsanstalten unterhält die Universität einen botanischen Garten, ein medicinisch- und chirurgisch-klinisches Institut, ein theologisches, philologisches und pädagogisches Seminar, eine Bibliothek, ein anatomisches Theater, eine Sternwarte, eine zoologische Sammlung, ein Kabinet physikalischer Apparate, ein Institut für Kirchenmusik, ein Institut für Gesang, eine Mineralien- und Bernstein Sammlung, ein Kabinet von Gypsabdrücken, einen Lehrer der polnischen Sprache, ein medicinisch-poliklinisches Institut, ein Münzkabinet, ein Hebammeninstitut, eine Universitäts-, Waisen- und Wittwenkasse, und endlich eine Kasse für sonstige Bedürfnisse und andere Hilfsanstalten. Bei der verhältnißmäßig kleinen Anzahl Studirender wird hier besonders viel für arme Studirende gethan.

Die Universität Halle=Wittenberg,

wovon diese 1502 von dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen von Sachsen, jene 1694 von dem Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg, nachmaligem

Könige Friedrich I. von Preußen, gestiftet, vereint im Jahre 1815, genießt gegenwärtig die jährlichen Einkünfte von 70,737 Thlr. Davon wird theils der Gehalt von 57 Professoren und Lehrern, mit denen noch 12 Privatdocenten, und 9 Sprach- und Exercitienmeister Unterricht ertheilen, theils die Bibliothek, die medicinisch-ambulatorische Klinik, das chirurgische Clinicum, das Entbindungshaus, der botanische Garten, das anatomisch-zoologische Museum, die Sternwarte, das Naturalienkabinet, das Mineralienkabinet, das philologische Seminar, das physikalisch-chemische Laboratorium, das Kunstkabinet, der akademische Gottesdienst, der Gesangverein und die Reitbahn unterhalten wird. Die Anzahl der Studirenden belief sich in den letzten Jahren auf 8 bis 900. Von dem wittenberger Universitätsfonds, welcher jetzt 24,680 Thlr. jährlicher Einnahme hat, ward in der Lutherstadt ein Predigerseminar errichtet und das Gymnasium daselbst verbessert, so daß die vereinigte Universität von jener Summe nur 8716 Thlr., dagegen aber einen Zuschuß von 15,072 Thlr. aus dem Stiftungsfonds des Klosters Berge und aus der Staatskasse baar 47,330 Thlr. erhält.

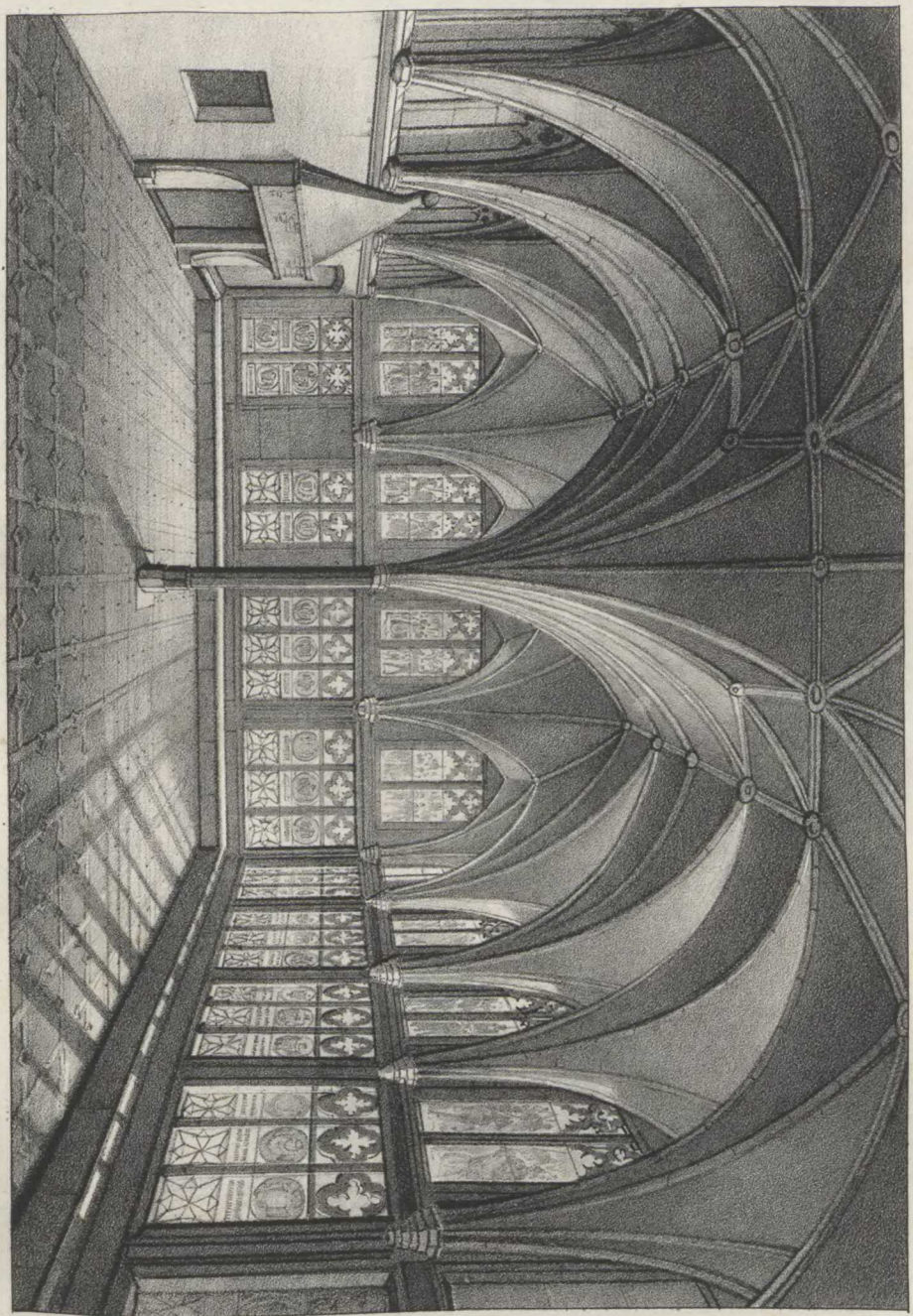
Die Universität zu Berlin,

von des jetzt regierenden Königs Majestät als eine allgemeine Lehranstalt zur Beförderung wahrer Aufklärung und höherer Geistesbildung, in angemessener Verbindung mit der Akademie, auf den patriotischen Wunsch der hallischen Professoren Schmalz, Froberg und Wolf, durch die edlen Bemühungen Hufelands, des geheimen Rabinetsraths Bogner, des geheimen Staatsraths Freiherrn von Altenstein, und nach dem großartigen Plane des geheimen Staatsministers Wilh. von Humboldt, im Jahre 1810 errichtet, schließt ihre Einnahme und Ausgabe, mit den Gebühren ic. im Ganzen etatmäßig auf 99,846 Thaler ab, und zählte in den letzten Jahren 149 Lehrer, worunter 74 besoldet waren, und durchschnittlich 1800 bis 2000 Studirende, unter denen sich, wie auch auf andern Universitäten, auch Offiziere und viele andere Nichtgelehrte, befanden. Auf ihre Hilfsanstalten: die Bibliothek, das medicinisch-klinische Institut, das chirurgisch-klinische Institut, das Polyclinicum, das geburtshilflich-klinische Institut, den Universitätsgarten, das Herbarium, die Anatomie und das anatomische Museum, das Kabinet chirurgischer Instrumente und Bandagen, das Observatorium, das Mineralienkabinet, das Seminar für gelehrte Schulen, das theologische und philologische Seminar, den mathematischen und physikalischen Apparat, das chemische Laboratorium, den Unterhalt junger Kameralisten in Mögeln und die Universitäts-Wittwenkasse, werden allein 26,147 Thlr. jährlich verwendet. Das Palais des Prinzen Heinrich ward der Universität unter dem Namen des Universitätsgebäudes als Eigenthum verliehen.

(Beschluß folgt.)

Hierzu als Beilagen:

- 1) Der Speisesaal oder kleine Ordens-Kemter im Schlosse zu Marienburg.
- 2) Bad Warmbrunn. 3) Das Universitätsgebäude in Berlin.

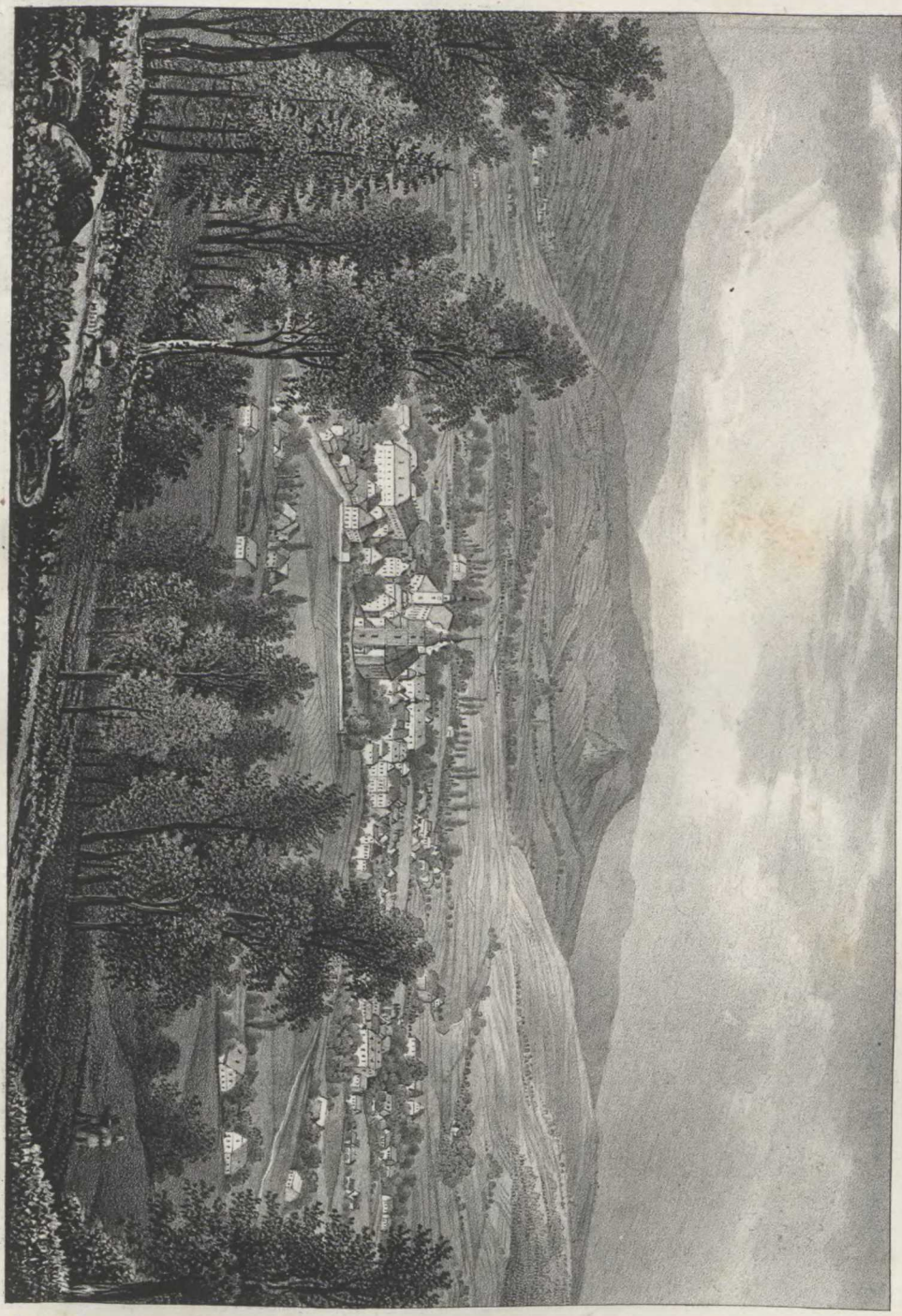


10.

31.

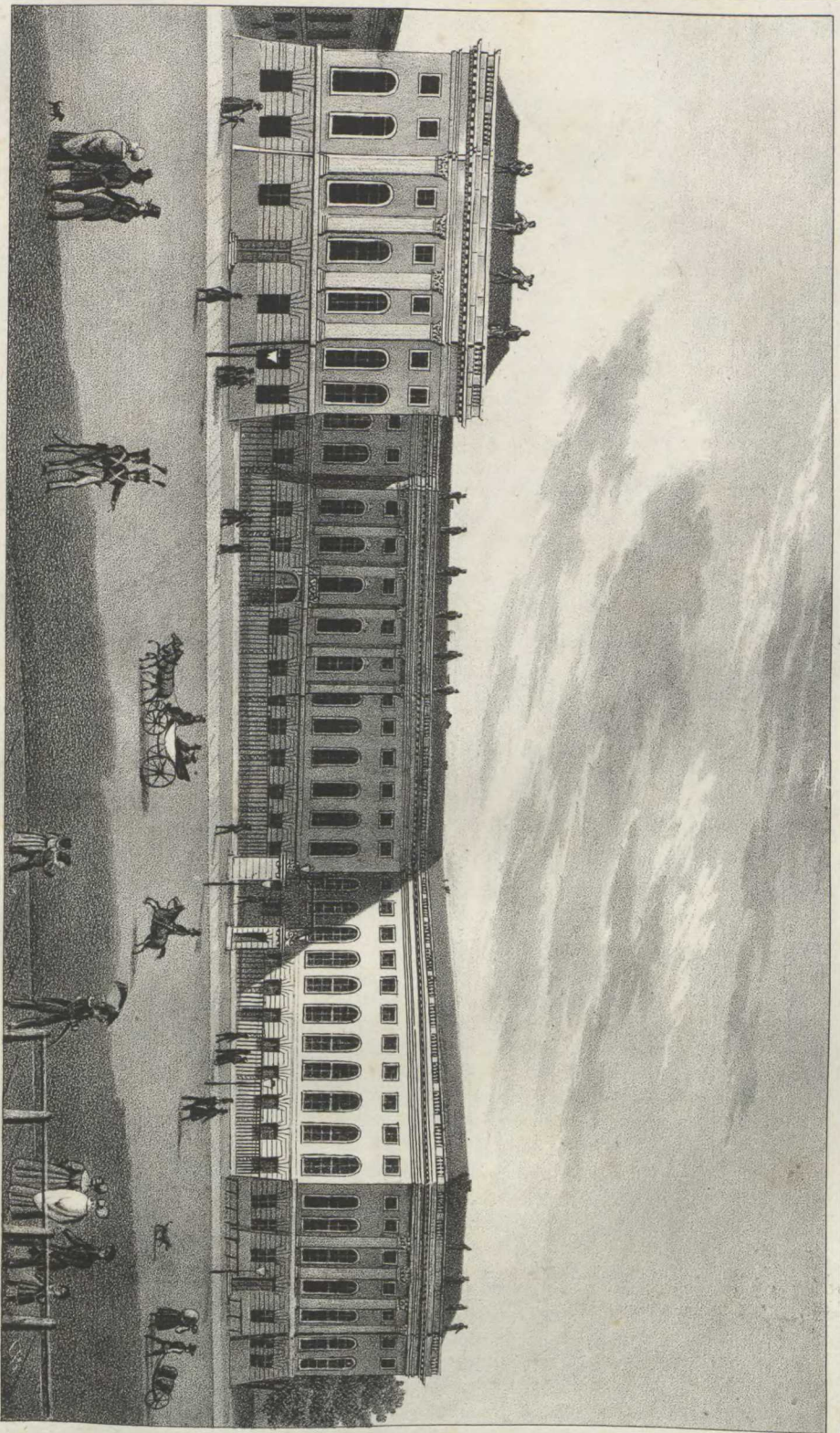
Der Speiseaal oder kleine Ordens-Kemler im Schlosse
zu Marienburg.





Bad Murrbad.





Das Universitätsgebäude in Berlin.

